

TRANSKRIPT

Transkript der Veranstaltung:
Präsentation des Hörbuchs „Erinnerungen“

(Aufgrund einer technischen Störung ist die Tonaufnahme unterbrochen.)

Wolfgang Sobotka (Präsident des Nationalrates; Vorsitzender des Kuratoriums des Nationalfonds): Sehr geehrte Damen und Herren! Als ich am 20. Jänner 2020 das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau besucht habe, durfte ich Rifka Junger kennenlernen. Sie ist orthodoxe Jüdin, die durch die Vernichtungsmaschinerie der Nazis insgesamt 54 Verwandte in Auschwitz verloren hat – Großeltern, Onkeln, Tanten, Cousinsen.

Seit ihrer Kindheit begleitet Rifka Junger das unfassbare Schicksal ihrer Verwandten. Ihre Geschichte und damit auch die Geschichte von all jenen Menschen, die das Unvorstellbare erlebt und im Holocaust ihr Leben verloren haben, stehen als Mahnmal da, nicht einfach als Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, nein, als Beweis dafür, dass der Mensch seine Menschlichkeit verlieren kann.

Als Nationalratspräsident und Vorsitzender des Kuratoriums des Nationalfonds ist es meine Aufgabe, antidemokratischen Tendenzen mit einer klaren Haltung zu begegnen und einen gesamtgesellschaftlich wirksamen Gegenentwurf dazu zu schaffen. Es ist unser gemeinsamer Auftrag, ein identitätsstiftendes Narrativ zu etablieren, auf dessen Basis eine gesellschaftliche Widerstandsfähigkeit gedeihen kann, um neuerlich aufkeimendem Antisemitismus und Intoleranz in jeglicher Form entgegenzuwirken.

Das österreichische Parlament widmet sich daher ganz besonders der Pflege und Entwicklung einer angemessenen Gedenk- und Erinnerungskultur durch öffentliche Veranstaltungen wie den jährlichen Holocaustgedenktag oder den Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus, jeweils am Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen.

Da die Zahl der Holocaustüberlebenden jedes Jahr sinkt, sind wir moralisch dazu verpflichtet, dafür zu sorgen, dass ihre Geschichte auch für die jungen Generationen im kollektiven Gedächtnis verankert bleibt. Ihnen wird ein besonderes kognitives und moralisches Lernpotenzial zugeschrieben.

Dem Nationalfonds kommt seit 25 Jahren eine besondere Aufgabe zu, wenn es um die Vermittlung geht. Hier sind die Erinnerungen der Überlebenden des Holocausts ein Schlüssel für das Verständnis von Geschichte. Der Nationalfonds leistet seit 25 Jahren einen Beitrag für das kollektive Gedächtnis Österreichs und ist im Laufe der Jahre eine Visitenkarte Österreichs geworden, welches sich damit zu seiner Verantwortung klar bekennt.

An dieser Stelle möchte ich Generalsekretärin Hannah Lessing und ihrem gesamten Team für ihr unermüdliches und unerlässliches Engagement danken. Da sich die Zugänge zur Geschichte mit jeder Generation und mit dem Zeitabstand zu den historischen Ereignissen verändern, muss sich auch die Vermittlungspraxis beständig modernisieren. Wir müssen Wege finden, das Geschehene und die Verbrechen der NS-Zeit auch kommenden Generationen zu vermitteln. Erinnern ist eine permanente Aufgabe. Es muss zu entsprechendem Handeln von uns allen im Alltag führen und das

TRANSKRIPT

sehe ich auch als einen wesentlichen Teil des bildungspolitischen Auftrags des Parlaments.

In diesem Sinne ist das Hörbuch „Erinnerungen“, welches heute präsentiert wird, ein wertvoller, ein überaus wertvoller Beitrag zur österreichischen Erinnerungskultur. Lassen Sie uns alle weder heute noch morgen oder auch übermorgen vergessen!

Hannah Lessing (Generalsekretärin des Nationalfonds): Sehr geehrte Damen und Herren! Nicht vergessen – diese Worte sollen uns für diesen Abend ein Leitmotiv sein. Gleich an den Beginn möchte ich den Dank an unsere Gastgeber stellen, das Theater Nestroyhof Hamakom, seinen Leiter Frederic Lion und Ingrid Lang als künstlerische Leiterin.

Der Ort könnte für den Anlass nicht passender sein, denn der Nestroyhof hat und ist selbst Geschichte. Früher hat man diese Gegend den Broadway von Wien genannt. Es gab hier jiddisches Theater, Themen wie Zionismus, jüdische Identität und Antisemitismus kamen auf die Bühne. Die Stücke waren mutig, modern und sehr politisch. 1938 wurde diese lebendige Theaterszene dann mit einem Schlag vernichtet, das Haus arisiert, die damalige Eigentümerin, Anna Stein, wurde im Holocaust ermordet. Die, die einst hier Kunst geschaffen haben, wurden vertrieben.

Abisch Meisels, der von 1938 hier als Hausautor für die jiddischen Künstlerspiele gearbeitet hat, ist 1955 noch einmal nach Wien gekommen und hat seine Wiederbegegnung mit der Stadt in drei Worten zusammengefasst: „Nicht mehr hier“.

Heute dürfen wir auf der Bühne des Nestroyhofs mit der Präsentation unseres Hörbuches an diesen Ort ein Stück Geschichte zurückbringen.

Unser größter Dank gebührt den Überlebenden für ihr Vertrauen dafür, dass sie uns ihre Erinnerungen anvertraut haben. Diese Erinnerungen sind ein wertvolles Geschenk. Seit einem Vierteljahrhundert kommen Menschen zu uns in den Nationalfonds, viele Tausende waren es durch die Jahre. Manche haben nach langem Schweigen erstmals von ihrem Überleben gesprochen. Wir haben ihnen zugehört und die Menschen in Österreich haben gelernt, zuzuhören.

Aleida Assmann hat dieses zunehmende Aussprechen und Zuhören das „paradoxe Crescendo der Holocausterinnerung“ genannt. Sie sagt: „Je größer der zeitliche Abstand, desto stärker wurde diese Erinnerung. Sie ist in dem Maße zurückgekehrt, wie die Stimmen der Opfer hörbar wurden.“

Wir haben diese Entwicklung, die grundlegende Veränderung vom Vergessen hin zum Erinnern in den vergangenen 25 Jahren im Nationalfonds hautnah miterlebt, doch dieses Crescendo ist vorüber. Heute leben wir in der Zeit eines beständigen Decrescendo. Die Stimmen der Überlebenden werden leiser, einer nach dem anderen verstummt.

Rabindranath Tagore sagt: „Was du nicht weitergibst, ist verloren.“ – Deshalb gibt der Nationalfonds die Buchreihe „Erinnerungen“ heraus, damit wir Erinnerung weitergeben und daraus etwas mitnehmen und lernen für unser eigenes Leben, für die Zukunft, und deshalb gibt es dieses Hörbuch. Wenn die Überlebenden einmal nicht mehr für sich sprechen können, dann werden andere da sein, die für sie sprechen.

Als Vorlesende haben wir vier kongeniale Schauspielerinnen und Schauspieler gewinnen können: Katharina Stemberger, Mercedes Echerer, Cornelius Obonya und Tobias Resch. Von ganzem Herzen danke für eure starken Stimmen.

In die Gestaltung dieses Hörbuchs ist viel Sorgfalt und Liebe eingeflossen. Das spürt man, wenn man es anhört. Dafür möchte ich Dr.ⁱⁿ Renate Meissner und ihrem engagierten Team herzlich danken – es ist keine leichte Aufgabe, immer neue Schätze aus dem Archiv des Nationalfonds zu bergen –, und last, but not least, danke an

TRANSKRIPT

Prof. Felix Lee; seine nachdenklichen Akkordeonklänge öffnen unsere Herzen. Wie intensiv es sich anspürt, wenn man diese Erinnerungen erzählt bekommt, das habe ich erfahren, als ich sie selbst zum ersten Mal angehört habe.

Liebe Renate, als du mir das fertige Hörbuch gegeben hast, da habe ich es in meine Tasche gesteckt, um es auf der Heimfahrt im Auto anzuhören. Es war ein ruhiger Abend, ich bin durch die Dunkelheit gefahren und hörte auf diese Stimmen, die einen in die Vergangenheit ziehen.

Es ist fast, als würde man das alles selbst erleben, und dann kam diese Episode, in der Adolf Papai den Augenblick schildert, als sie ihn als Kind mit seiner Familie ins Lager verschleppten, wie er mit seinem geliebten kleinen Hund im Arm im Lager ankommt, wie sie vom Lastwagen geholt werden. Die suggestive Kraft der Stimme ließ mich in diesem Augenblick das ganze Grauen des damals zehnjährigen Kindes spüren, wenn er das Unfassbare beschreibt mit folgenden Worten: „Und wir sind runter vom Auto, und ich habe den Hund nicht ausgelassen. Und dann hat einer den Hund, den armen Hund, bei den Hinterbeinen genommen und mich mit ihm so lange geschlagen, bis ihm die beiden Hinterbeine in den Händen geblieben sind.“

Bei dieser Stelle sind mir die Tränen gekommen. Ich konnte nicht weiterfahren. Ich musste an den Straßenrand und innehalten. Diese Erfahrung hat etwas in mir ausgelöst, das weiterschwingt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich glaube, Ihnen und vielen Hörerinnen und Hörern wird es ähnlich gehen. Die Erinnerungen der Überlebenden, die schweren, aber auch die guten, werden zu einem Teil von uns, und so werden wir alle die Erinnerung weitertragen, jede und jeder ein Stück. *(Beifall.)*

Renate Meissner (Wissenschaftliche Leiterin des Nationalfonds): Sehr geehrte Damen und Herren! Deine Worte, Hannah, diese wunderschönen und berührenden Worte, machen es mir nicht leicht, hier trockenen Auges meine Worte zu finden, danke dafür! Ich werde es trotzdem versuchen.

Sehr geehrte Damen und Herren! Wertes Publikum! Liebe Freunde! Es freut mich sehr, Ihnen heute an diesem Ort im Hamakom unser Hörbuch „Erinnerungen“ präsentieren zu dürfen. Es handelt sich gleich in zweierlei Hinsicht um eine Premiere. Es ist das erste Hörbuch, welches wir als Nationalfonds herausgeben, und wir veröffentlichen damit persönliche Lebensschicksale, die von Opfern des Nationalsozialismus für die Nachwelt schriftlich festgehalten wurden und die nun erstmals durch die Stimmen der Schauspielerinnen und Schauspieler in die Welt getragen werden.

An dieser Stelle möchte ich Sie, meine Damen und Herren, so wie Hannah Lessing auch schon, die unsere Veranstaltung via Livestream aus allen Ecken der Welt verfolgen, ganz herzlich willkommen heißen, und dies aus einem besonderen Grund. Ich habe erfahren, dass Doris Lurie, deren Geschichte heute gelesen wird, uns via Livestream heute aus ihrer zweiten Heimat Südafrika zusieht. Willkommen, Doris Lurie, nach Südafrika!

Besonders willkommen heißen möchte ich auch alle Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und ihre Nachkommen, die uns heute auch via Livestream zusehen. Sie haben, sehr geehrte Damen und Herren, auf Ihren Sitzen die sogenannte Jubiläumsgabe des Nationalfonds vorgefunden, die neben dem Hörbuch auch unser Booklet „Geschichte persönlich vermittelt“ enthält. Dieses Booklet setzt die individuellen Geschichten in einen historischen Bezugsrahmen, gibt Aufschluss über die verschiedenen Opfergruppen und enthält ein Glossar mit über 200 Termini rund um den Nationalsozialismus. Erstmals stellen wir in diesem Booklet auch unsere Arbeit und einen Leitfaden zur Arbeit mit lebensgeschichtlichen Texten im Unterricht vor.

TRANSKRIPT

Die Idee, das Hörbuch zu produzieren, war, anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Nationalfonds den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im wahrsten Sinne des Wortes eine Stimme zu leihen und Geschichte nicht nur wie in unserer Buchreihe „Erinnerungen“ lesbar, sondern auch hörbar zu machen.

Auf zwei CDs wird persönlich erlebte und erlittene Geschichte von Menschen, die auf unterschiedlichste Weise Opfer des nationalsozialistischen Regimes wurden, hörbar gemacht. Es handelt sich um 14 persönliche Zeugnisse, die ergreifenden Einblick geben, was es bedeutete, als Jüdin oder Jude, als sogenannter Mischling, aus politischen Gründen, als Kärntner Slowenin, Slowene, als Romni oder Rom, als Zeugin oder Zeuge Jehovas, als sogenannter Asozialer oder als Wehrmachtsdeserteur von den Nationalsozialisten verfolgt worden zu sein.

Die musikalische Einleitung, wie Hannah schon erwähnt hat, auf jeder CD sowie als musikalische Brücke zwischen den einzelnen Geschichten stammt von Prof. Lee, und ich darf Prof. Lee, der eigentlich ursprünglich persönlich anwesend sein wollte, jetzt ganz, ganz herzlich via Livestream begrüßen.

Alle auf der CD aufgenommenen Berichte entstammen unserer Buchreihe „Erinnerungen. Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus“, die mittlerweile fünf Bände zu unterschiedlichen thematischen und regionalen Schwerpunkten umfasst, wie beispielsweise „Exil in Afrika“, „Exil in Asien“ oder unser bisher letzter Band „Exil in Australien“.

An dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich beim Lebensgeschichtenteam des Nationalfonds, namentlich bei Mirjam Langer, Michaela Niklas und Elena Franz bedanken, mit denen ich seit mehr als einer Dekade dieser so wichtigen und wunderbaren Aufgabe der Veröffentlichung und Verbreitung der verschiedenen Verfolgungsschicksale nachkommen darf.

Mein besonderer Dank gilt Mirjam Langer, die sich für die Produktionsleitung dieses Hörbuchs verantwortlich zeichnet, ebenso wie für die Auswahl und Zusammenstellung der Textausschnitte aus den Lebensgeschichten, der textlichen Gestaltung des CD-Beihefts und last, but not least für die konzeptionelle und gestalterische Planung dieser Veranstaltung. – Vielen Dank, Mirjam und alle, die dazu beigetragen haben, dass diese Veranstaltung hier möglich ist.

Im Hörbuch, das der Nationalfonds Ihnen heute präsentiert, entfalten die niedergeschriebenen Schicksale der Opfer durch die Stimmen der Schauspielerinnen und Schauspieler eindrucksvoll ihre ganze Dramatik und werden quasi akustisch zum Leben erweckt, wodurch sie besonders tief berühren.

Mein Dank gilt Mercedes Echerer, Katharina Stemberger, Cornelius Obonya und Tobias Resch, dass sie heute hier im Hamakom den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auch live ihre Stimme leihen.

Wertes Publikum, Sie hören nun, eingeleitet von der Einspielung „Lost and Found“ vom Gola Akkordeon-Duo Prof.ⁱⁿ Gertrude Kisser und Prof. Felix Lee, Ausschnitte aus den Lebensgeschichten von Erika Kosnar; Katja Sturm-Schnabl und Margarethe Budroni, gelesen von Mercedes Echerer.

Erika Kosnar wurde als sogenannter jüdischer Mischling der Schule verwiesen und überlebte den Holocaust in Wien. – Frau Kosnar, es freut mich ganz, ganz besonders, Sie heute hier im Publikum willkommen zu heißen. *(Beifall.)*

Katja Sturm-Schnabl wurde als Kärntner Slowenin mit ihrer Familie von ihrem Bauernhof in Kärnten vertrieben und war in verschiedenen Lagern interniert. – Katja, ich darf ganz, ganz herzlich nach Kärnten grüßen, wo du unserer Veranstaltung online beiwohnt.

TRANSKRIPT

Margarethe Budroni war als Kind eines politisch Verfolgten, der die Konzentrationslager Mauthausen und Dachau überlebte, verschiedenen Schikanen ausgesetzt. Es freut mich auch ganz, ganz besonders, dass heute ihre Tochter Christina bei uns im Publikum ist. – Willkommen, Christina. *(Beifall.)*

Die Lebensgeschichte von Rudolf Karger, der als Kind auf den Spiegelgrund in die berüchtigte Kinderanstalt am Steinhof kam und dort unter anderem den medizinischen Experimenten eines Dr. Gross ausgesetzt war, sowie diejenige von Adolf Papai, auf die Hannah schon Bezug genommen hat, der als Rom mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in das sogenannte Zigeuner-Anhalte- und Konzentrationslager Lackenbach kam, werden von Cornelius Obonya gelesen.

Katharina Stemmberger liest aus den Lebensgeschichten von Doris Lurie und Hermine Liska. Doris Lurie musste als Jüdin 1938 mit ihrer Mutter aus Österreich flüchten und konnte nach vielen Stationen schließlich 1940 nach Südafrika immigrieren. – Nochmals einen Gruß, Doris Lurie, nach Südafrika hier vom Hamakom in Wien. *(Beifall.)*

Hermine Liska wurde als Zeugin Jehovas ihren Eltern zwecks sogenannter Umerziehung weggenommen, blieb jedoch trotz der Trennung von ihren Eltern und diverser Schikanen ihrem Glauben treu. – Liebe Frau Liska, ich darf Sie ganz herzlich via Livestream begrüßen, es war nicht sicher, ob es klappt. Ich hoffe, dass Sie uns jetzt sehen. Alles liebe, Frau Liska. *(Beifall.)*

Gottfried A. schließlich wurde, da er mit dem Krieg nichts zu tun haben wollte, als Wehrmachtsdeserteur verfolgt, und Ludwig Adamec wurde, da er als Waisenkind mehrmals aus Heimen ausbüxte, als sogenannter Asozialer in das berüchtigte Jugendkonzentrationslager Moringen verschickt. Ihre Erlebnisse und Erfahrungen werden von Tobias Resch vorgetragen.

Ich wünsche Ihnen, sehr verehrte Damen und Herren, einen besinnlichen Abend hier im Hamakom, gleichsam in Würdigung, was diesen Menschen widerfahren ist, und in Dank für die Kraft und den Mut, dass sie ihre grausamen Erfahrungen niedergeschrieben und für die Nachwelt im Sinne einer menschenwürdigeren Zeit festgehalten haben. Danke. *(Beifall.)*

(Es folgt ein Musikstück.)

Mercedes Echerer (SchauspielerIn): Die Firma Herlango produzierte fotografische Apparate, Platten und Papiere und suchte im Jahr 1937 für die Optik einer fahrbaren Riesenkamera ein Kindergesicht. Meine Tante war bei Herlango beschäftigt, und so wurde ich für eine Fotoserie eingeladen. Mein Aussehen sagte den Verantwortlichen zu, und man machte die nötigen Aufnahmen. Das Bild wurde dann in die Optik montiert und fuhr zu Reklamezwecken durch Wien.

Nach 1938 wurde die Riesenkamera nach Deutschland gebracht und machte auch dort Reklame. Die für Deutschland Verantwortlichen, die größtenteils Parteigenossen waren, anders war damals das kaum möglich, ahnten nichts davon, dass das süße Wiener Kind, das sie aus der Optik anlächelte, nicht den Nürnberger Gesetzen entsprach. Ein Aprilscherz des Schicksals!

Im Jahre 1938 erhielt meine Mutter eine Vorladung. Man schlug ihr auf diesem Amt vor, sich von meinem Vater zu trennen und zu behaupten, ich wäre nicht das Kind dieses

TRANSKRIPT

Vaters. Mutti wäre lieber mit meinem Vater bis ans Ende der Welt gegangen oder hätte bei Wasser und Brot mit ihm gelebt, als diesem Ansinnen zuzustimmen. Man hätte es lieber gesehen, dass ein deutsches Mädchen auch ein leichtes Mädchen gewesen wäre, als dass es einem Juden die Treue hält.

Mein Vater und ich hatten also das Glück, durch unsere arische Gattin beziehungsweise Mutter einen gewissen Schutz zu genießen. Dieser Umstand trug mir nach 1945 oft von Glaubensgenossen die Bemerkung ein, ich könnte ja nicht von Verfolgung reden, denn ich wäre erstens nicht im KZ gewesen und hätte zweitens nicht die Heimat entbehren müssen. Ja, vielleicht hätten wir manchmal gerne die Heimat entbehrt und wären nicht fast jede Nacht vom Klang der Haustorklingel aus dem Bett gescheucht worden. Dann spielte sich das folgendermaßen ab: Papa sprang aus dem Bett, packte seine Kleidung und verschwand in Richtung Dachboden, während ich mein Bettzeug in den Bettzeugraum meines Bettes stopfte und in Papas Bett übersiedelte. Wäre jemand gekommen, hätte Mama behauptet, Papa wäre heute Abend nicht nach Hause gekommen. Wenn alles ruhig blieb, kehrten wir jeder wieder in sein Bett zurück. Dieses Spiel wiederholte sich manche Nacht öfters.

Es war zu Beginn des Schuljahres 1941/1942. Eines Morgens betrat unsere Lehrerin, eine fanatische Nazisse, die Klasse. Kaum hatten wir uns nach der Begrüßung niedergesetzt, als sie mich aufrief. Ich erhob mich und es folgte einer der demütigsten Augenblicke meines Lebens. Vor versammelter Klasse erklärte sie mir, dass ich nicht würdig wäre, mit arischen Kindern die Schule zu besuchen, ich möge meine Sachen zusammenpacken und die Klasse verlassen. Ich tat, wie mir geheißen, zog meinen Mantel an und schlich wie ein geprügelter Hund aus der Klasse. Es muss ihr ein besonderes Vergnügen bereitet haben, da ich außerdem Klassenerste war.

Ich stieg die Treppe hinauf und wollte die Schule verlassen, als sich die Tür der Direktion öffnete und der Oberlehrer mich zu sich winkte. Er schloss hinter mir die Tür und versuchte, mich mit den Worten zu trösten: „Weine nicht, auch das wird vorbeigehen.“ Auch er trug das Parteiabzeichen der NSDAP von Hitlers Nationalsozialistischer Deutscher Arbeiterpartei, aber er war auch einer der wenigen, die sich unter dem Abzeichen ein menschliches Herz bewahrt hatten.

Ich besuchte dann noch ein Jahr lang die Mischlingsschule in der Grüngasse 14 im 5. Bezirk. Der tägliche Schulweg war, trotz der Begleitung durch meine Mutter, ein Spießrutenlauf. Ich durfte ja als Sternträgerin, auch ich musste den Judenstern als Zeichen der Ausgrenzung auf meiner Kleidung tragen, nur die letzte Plattform der Straßenbahn benutzen.

Ich begegnete der Frau Lehrerin nach 1945 noch einmal. Sie erkannte mich wieder und kam lächelnd auf mich zu, die Hand zum Gruß, nicht erhoben, aber ausgestreckt. Ich glaube, dass mein Blick das Lächeln auf ihrem Gesicht gefrieren ließ.

Cornelius Obonya (Schauspieler): Am 1. September 1941 kam ich mit elf Jahren von der Kinderübernahmestelle im 9. Bezirk, Lustkandlgasse, auf den Spiegelgrund. Der 1. September war ein wunderschöner Herbsttag. Ich weiß nicht, auf welchem Pavillon ich gebracht wurde. Entweder war es der Pavillon 7 oder 9. Alle sahen von außen gleich aus, es handelte sich um Ziegelbauten, wie sie auch jetzt noch bestehen.

Als ich in den Pavillon hineingeführt wurde, war er menschenleer. So konnte ich mich umsehen, wo ich gelandet war. Die Türen waren verschlossen und die Fenster mit Gittern versehen. Der Pavillon bestand aus einem langen Flur, einem Tagesraum, einem Baderaum mit Brausen, einem großen Schlafsaal mit circa 25 Betten, einer kleinen Teeküche und einem Dienstzimmer, alles piekfein sauber gehalten.

TRANSKRIPT

Circa gegen 16 Uhr vernahm ich lautes Gemurmel, und nach der Öffnung der Tür kamen so circa 25 Jungen in meinem Alter rein, begleitet von zwei Pflegerinnen, die eigentlich nett wirkten, aber am nächsten Tag merkte ich schon, dass sie zu uns Jugendlichen sehr brutal waren.

Einiges ist ja jetzt schon bekannt, was man mit uns getan hat an Grausamkeiten, und doch möchte ich einiges von dem Leid anführen, welches ich an mir verspüren musste. Ohrfeigen gab es jeden Tag. Nächtelang mussten wir, nur mit dem Nachthemd, das bis zu den Knien ging, bekleidet, vor den Betten stehen – im Sommer bei zugemachtem und im Winter bei geöffnetem Fenster. Gewaltmärsche, einmal sogar bis zum Polizeirevier am Praterstern. Einer von uns Jungen ist abgehauen, den mussten wir abholen, Spiegelgrund–Praterstern und zurück, Praterstern–Spiegelgrund. Als wir alle am Spiegelgrund ankamen, waren wir vor Müdigkeit total erschöpft. Der Zorn richtete sich gegen den Geflüchteten, den wir wieder zurückbringen mussten. Eine Freundschaft zwischen uns Jugendlichen gab es nie. Wir wurden auf böse untereinander getrimmt und bei Bestrafung wurde immer gesagt, das könnt ihr ihm verdanken.

Einmal in der Woche gab es zu Mittag Grießbrei, aber nicht mit Vollmilch, Butter und Schokolade darauf. Nein, nur aus Magermilch, dünn und mit Bröckeln. Das mussten wir essen. Einer von uns schaffte das nie. Zwei Pflegerinnen schoppten ihm, Mund auf, Nase zu, das Essen rein. Er erbrach es immer wieder am Teller, und die Prozedur dauerte, bis der Teller leer war und er es runtergeschluckt hatte. Derweilen mussten wir den Quälereien zusehen und dabei Strafe stehen.

Dann bekamen wir die berühmten Speieinjektionen, wo wir erbrachen und große Schmerzen hatten. Bei der Befragung von Dr. Heinrich Gross, dem berühmten österreichischen Arzt am Spiegelgrund, bei den Verhandlungen gegen ihn in der Nachkriegszeit, weswegen er das an uns verbochen hat, meinte er ganz locker, das war ja harmlos, damit wir nicht übermütig werden.

Katharina Stemberger (Schauspielerin): Als Adolf Hitler in Österreich einmarschierte, war ich noch nicht einmal acht Jahre alt. Ich erinnere mich noch genau an den Einmarsch im März 1938. Ein Nachbar kam gleich in der Früh und sagte: Der Führer ist einmarschiert! Meine Mutter sagte: Das ist kein Grund zum Jubeln, Hitler ist nicht unser Führer, Christus ist unser Führer.

Meine Eltern betätigten sich schon seit den 1920er-Jahren als Zeugen Jehovas. Sie lehnten aus religiösen Gründen jegliche Unterstützung des nationalsozialistischen Systems ab. Deshalb wurde unsere Familie verfolgt.

Zuerst mein ältester Bruder Hans. Er wurde von März 1941 bis Dezember 1944 zur Zwangsarbeit verurteilt. Anschließend kam er von Jänner 1945 bis Kriegsende in das Konzentrationslager Dachau. In einem Außenlager musste er in einem Steinbruch arbeiten, wo er auf 45 Kilo abmagerte und von schwerem Flecktyphus befallen wurde. Mein Bruder Franz wurde im Alter von 17 Jahren wegen Verweigerung des Arbeitsdienstes nach dreimonatiger Haft im Gefängnis Klagenfurt zu einem Jahr Jugendgefängnis verurteilt und in die Strafanstalt Kaiser-Ebersdorf bei Wien gebracht. Mein Vater war im Jänner 1945 drei Wochen in Klagenfurt inhaftiert. Er wurde jedoch wegen Haftuntauglichkeit wieder entlassen.

Gemäß meiner biblischen Erziehung verweigerte ich als Schülerin den Hitlergruß und jede Beteiligung an nationalsozialistischen Aktivitäten wie etwa dem Singen nationaler Lieder und auch dem Fahnengruß, der beim täglichen Singen üblich war. Durch psychischen Druck wie Strafaufgaben, Spott der Mitschüler, eine Fünf in Betragen und das Versetzen von der fünften zurück in die erste Klasse durch den Schuldirektor versuchte man, mich umzustimmen.

TRANSKRIPT

Schließlich wurde meinen Eltern sogar das Erziehungsrecht entzogen, da sie ihrem Glauben nicht abschwören wollten, und man brachte mich im Februar 1941 in das nationalsozialistische Erziehungsheim Waiern bei Feldkirchen in Kärnten, 50 Kilometer von meinem Heimatort entfernt. Und das war das Schlimmste von allem. Das Wegbringen war furchtbar. Ich war zuvor noch keinen einzigen Tag irgendwo alleine gewesen. Meine Eltern hatten Besuchsverbot, aber sie gingen das Risiko ein und trafen mich heimlich auf dem Schulweg. Am liebsten wäre ich jedes Mal mit ihnen heimgegangen. Ich konnte die Nächte kaum zählen, in denen ich mit meinen Tränen den Polster durchnässte. Einerseits hatte ich Heimweh, andererseits Sorge um meine Eltern und Geschwister.

(Es folgt ein Musikstück.)

Tobias Resch (Schauspieler): Es geschah, dass ich auf dem Schlachtfeld verwundete Russen traf, die ich auch verband. Manche zeigten mir Fotografien von ihren Familien, aber die SS stoppte diese Sorte von Mitmenschlichkeit und befahl mir, sie stattdessen zu erschießen. Ich führte diesen Befehl niemals aus. Einmal kam ein russischer Soldat uns auf unserem Weg entgegengelaufen, und ich bekam von einem österreichischen Korporal Befehl, ihn zu erschießen. Als ich mich weigerte, entriss er mir die Pistole, um die Sache selbst zu ordnen, aber das Magazin war leer und die Waffe klickte nur zu seiner sichtbaren Verärgerung.

Es geschah mehrere Male, dass ich aufwachte – nachdem ich die Nacht in einem Laufhaufen im Freien verbracht hatte – und mich unerwartet Auge in Auge mit russischen Soldaten auf Erkundungsauftrag hinter unseren Linien befand. Es gehörte zu den angenehmeren Erlebnissen an der Front, dass sie mir niemals etwas getan haben. Wir starrten einander nur an, ehe sie im Dunklen weiterschlichen.

Ich hatte Angst und war schockiert durch die Kriegserlebnisse, das sinnlose Leiden und Töten, und dachte mehrmals daran, zu fliehen und mich den Russen zu übergeben, aber ich hatte einige gesehen, die versucht hatten, zu fliehen und mit Maschinengewehrfeuer niedergemäht wurden.

Eines Tages sah ich, wie ein Alpenjäger von meinem Bataillon sich zu einem riskanten Ausflug in das gefährliche Terrain vor den russischen Scharfschützen begab. Bewaffnet mit Gewehr und Bajonett und mit einer Decke unter dem Arm ging er unbekümmert auf eine Anhöhe hinauf. Ich verfolgte sein dummdreistes Vorhaben mit dem Fernglas. Er nahm Steine auf und baute sich ohne besonderer Eile eine kleine Barrikade, und als er damit fertig war, legte er sich sorglos auf die Decke hinter seiner Mauer zu Ruhe, aber die Ruhe war nur von kurzer Dauer. Eine russische Granate explodierte nahebei und schreckte ihn auf, und im nächsten Augenblick schlug ein neues Geschoss genau in die Steinmauer und schlug sie in Stücke. Er schrie. Ich rannte zu ihm hinauf und es glückte mir, ihn hinter einen Stein in Sicherheit zu schleppen. Er war von den Granatsplittern im Schenkel verwundet und ich legte den ersten Verband an, ehe ich ihn weitertrug hinter unsere Stellungen.

Er hieß Franz, er war 18 Jahre alt und aus Wien. Ich hatte schon früher von ihm sprechen gehört, weil er anders war als die Menge und als eigentümliche Figur betrachtet wurde. Er trank Wodka von den Russen, den er irgendwo gefunden hatte, und fragte mich geradeaus, ob ich Nazi war und ob ich für den Krieg war. Da ich das verneinte, schlug er mir ohne Weiteres vor, dass wir zusammen flüchten sollten.

TRANSKRIPT

Ich überwies meinen neu gewonnenen Verbündeten zum Hauptverbandplatz hinter der Front und nahm seinen Vorschlag nicht so ernst. Nach einer Woche hatte er seine Kräfte wiedererlangt und kam angelaufen, angetan mit einem Rucksack voller Proviant und hatte auch eine Feldkarte von Nordfinnland, die er einem deutschen Offizier gestohlen hatte. Am gleichen Abend machten wir uns auf den Weg.

Mercedes Echerer: Am 16. Mai 1935 wurde Wien zu meiner Geburtsstadt. Meine Mutter, Leopoldine, Hausfrau, und mein Vater Josef Zloch, beschäftigt bei den Bundesbahnen, bald Deutsche Reichsbahn, bauten ihrem einzigen Kind ein behütetes, liebevolles Nest, das mit dem Dreikönigstag 1942 je auseinanderbrach.

Vorbote dieser Katastrophe war für mich der Masernmann. Er war ein stiller, blasser Mensch, der nicht viel sprach und den ich auch nicht verstand, wenn er sprach. Er benutzte meine Couch im Wohnzimmer, war scheu und verschwand bei jedem Klopfen an der Tür ins elterliche Schlafzimmer.

Es war um die Weihnachtszeit 1941, ich wünschte ihn, den Masernmann, weit fort, was auch bald geschah. So plötzlich wie er gekommen war, war er auch verschwunden. In mir stiegen Zweifel auf, ob ich denn doch geheime Zauberkräfte tief in mir hätte. Ernste Ermahnungen meiner Eltern, dass dieser Mensch unser Familiengeheimnis sei, machten die ganze Sache noch beeindruckender. Bald darauf brachen bei mir ganz heftig die Masern aus und mir wurde klar, dass der, den ich weggewünscht hatte, nicht nur der Verursacher meines hohen Fiebers sein könne, sondern auch allen anderen Unheils, das kurz darauf auf uns niederging.

Im Morgengrauen des 6. Jänner 1942 rissen mich nicht die Heiligen Drei Könige aus meinen Fieberträumen, sondern heftiges Klopfen und Rufen dreier Männer in Ledermänteln. Ich sah, wie sie schreiend meinen Vater aus dem Bett zerrten, auf ihn einschlugen, meine Mutter wegstießen und sie dabei stark aus der Nase zu bluten begann. Sie krempelten das Unterste unseres Mobiliars zuoberst. Ich lag auf der Couch im Wohnzimmer und zitterte zwischen Tuchent und Leintuch so sehr, dass meine Füße keinen Halt fanden. Dann beugte sich ein schrecklicher Schatten über mich, harte Finger ergriffen mich und schleuderten mich in eine Ecke. Diese Gestalt räumte buchstäblich mein Bett aus. Ob er nach meinem Teddy suchte, mit dem ich immer schlief? Dieser lag jetzt am Boden, ich langte danach. Sein Fußtritt traf mich am Oberarm, ich hörte ihn schreien: Na, Bankert, wo habt ihr es versteckt? Mir wurde klar, dass dies alles die schreckliche Rache des Masernmannes war und ich wimmerte diesen Namen aus tiefster Überzeugung. Zum Glück lag mein Geständnis nicht auf der Ebene des Verstehens der Gestapo-Männer, und bald zogen sie ab – mein Vater mit ihnen.

Zurückgeblieben in dem Chaos waren ich, ein schluchzendes Elend, und eine laut weinende Mutter, die beim ziellosen Auf- und Abgehen plötzlich grauenhaft gallig-gelben Schleim mit weißen Papierbröckeln auf unseren Teppich erbrach. Ich fühlte mich schuldig, auch sie bekam wahrscheinlich jetzt die Masern.

Heute weiß ich, dass mein Vater, in tschechischer und polnischer Sprache geprüft, als Zugführer seinen Sprachkenntnissen gemäß bestimmten Reiserouten zugeteilt war und eine nicht unerhebliche Rolle in einer Untergrundbewegung der Eisenbahn innehatte, die zuerst jüdische Kinder, später auch einzelne Erwachsene aus Polen in von Deutschen unbesetzte Gebiete schaffte. Bei meinem Masernmann hatte die Übergabe nicht mehr funktioniert und er musste bei uns in Deckung gehen.

Cornelius Obonya: Mein Vater hat musiziert, er war spielen, und als er vom Spielen auf dem Nachhauseweg war, haben sie gerade die Roma zusammengetrieben und sie haben ihn gleich mitgenommen. Sie haben ihn nicht einmal mehr zum Haus gelassen. Er war nicht weit weg von unserem Haus, und dann haben sie meinen Vater mitgenommen. Auch meine Mutter haben sie mitgenommen, aber sie haben sie in

TRANSKRIPT

Fischamend wieder freigelassen, weil sie eine kleine Tochter gehabt hat, die noch an der Brust war. Einige haben sie zurückgelassen, wenn sie so kleine Kinder hatten.

1941 haben sie dann auf nichts mehr Rücksicht genommen, auf kleine Kinder oder so, alle haben sie uns verschleppt. Wir waren vier, drei Schwestern und ich, und eine war noch ein kleines Baby, ein Mädchen war ein bisschen größer, dann noch eines, dann war ich und unsere Mutter, die war sehr krank.

Im 41er-Jahr sind wir ins Lager gekommen, das war im Oktober so ungefähr, ich weiß es nicht mehr. Damals haben wir die Kränze für Allerheiligen gemacht, und unsere Mutter hat sie ins Dorf getragen, um sie zu verkaufen oder gegen Mehl oder anderes Essen einzutauschen, damit wir etwas zu essen haben. Ich weiß noch, ich war damals müde und bei einem Nachbarn, dort bin ich auf dem Reisig eingeschlafen und auf einmal kamen die Poskoschtja, so haben wir die Nazis genannt, und sie haben uns von dort weggebracht. Sie haben uns auf ein Auto geschmissen, ordentlich geschlagen haben sie uns auch und dann haben sie uns nach Lackenbach gebracht.

Ich habe im Lager jeden Tag den Hof zusammenkehren und in Ordnung halten müssen und was eben sonst noch so zu tun war, die Toiletten und dies und das zusammenräumen, für das war ich zuständig. In der Früh, so um halb sieben, haben wir schon antreten müssen. Der Lagerälteste oder einer von der Hofpartie, die hatten eine Pfeife, und wenn die ertönt ist, haben wir zum Antreten laufen müssen und dann zur Arbeit. Wenn die Arbeit nicht in Ordnung war, haben wir Schläge bekommen, aber wir haben das schon gewusst, wir haben schon geschaut, dass wir die Arbeit gut machen.

Sie haben uns hinausgeschickt, um Wurzeln im Wald auszugraben, zum Bürstenbinden, Reisbürsten und so. Die ganz kleinen sind in den Ställen geblieben, aber ihre Eltern haben arbeiten gehen müssen. Die Kinder sind zurückgeblieben im Stroh, die Armen. Ich weiß noch, es sind oft welche im Stroh erfroren, so kalt war es da. Viele sind erfroren und ein paar, die nicht erfroren sind, die sind gemeinsam aufgewachsen.

250 Roma aus Langental haben sie umgebracht, die sind im Lager in Auschwitz gestorben. Sie haben sie verbrannt, sie haben sie vergast und dann haben wir Typhus gehabt, als ich in Lackenbach war. Sehr viele sind auch dort gestorben. Ich habe ihnen Wasser gebracht, denn im Lager war ein Brunnen, und aus diesem Wasser ist die Krankheit gekommen. Ich habe auch aus dem Lager hinausdürfen, dort war so eine kleine Quelle. Dort bin ich hingegangen und habe vielen Leuten, die krank waren, von dort das Wasser geholt, aber trotzdem sind viele gestorben. Sie haben sie auf so einen Plateauwagen wie die Holzscheite hinaufgeschmissen und dann haben sie sie zu einem Loch gebracht. An Typhus sind so viele gestorben.

(Es folgt ein Musikstück.)

Katharina Stemberger: Am 26. Februar 1938 wurde ich zehn Jahre alt. Einige Tage vor dem sogenannten Anschluss hat man mir verboten, weiter in die Schule zu gehen. Als jüdische Geschäfte überfallen wurden, als man Jüdinnen und Juden auf der Straße aufgriff und sie zwang, Volksabstimmungsparen von der Straße abzuwaschen, die mit wasserfester Farbe geschrieben waren, als es plötzlich gefährlich wurde, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, da entschloss sich meine Mutter, Wien zu verlassen.

Meine Mutter war Psychologin und hatte einen jungen Mann aus England in Behandlung. Am Tag nach dem Anschluss kam ihr auf einmal der Gedanke, dass sie für den Notfall

TRANSKRIPT

unsere Reisepässe von unserem Rechtsanwalt holen sollte. Angesichts der vielen neuen Schwierigkeiten, die mit Amtswegen verbunden waren, erbot sich ihr Patient, sie zur Anwaltspraxis zu begleiten. Das Haustor bewachten bereits zwei Männer in Naziuniform. Der Patient verwickelte die beiden in ein Gespräch, sodass meine Mutter unbemerkt ins Haus gelangen konnte.

Die Eingangstür zum Büro stand offen. Dahinter saß der Anwalt, mit bleichem Gesicht und entsetzt darüber, dass meine Mutter gekommen war. Er sagte zu ihr, dass er ihr unmöglich irgendwelche Dokumente, die er in seiner Verwahrung hatte, aushändigen könne. Sie schaffte es dennoch, ihn dazu zu überreden, ihr wenigstens die Reisepässe zu geben, es werde schon niemand erfahren.

Als sie das Haus wieder verließ, lenkte ihr Patient immer noch die Wachen ab, sie hatten sie nicht bemerkt. Im Taxi auf dem Weg zurück zu unserer Wohnung stellte sie fest, dass die Pässe nur noch zwei Tage lang gültig waren. Da wir genau diese zwei Tage brauchen würden, um nach Frankreich zu gelangen, wo mein Vater damals arbeitete, mussten meine Mutter und ich noch am selben Tag abreisen. Es war der 16. März 1938. Wir sperrten unsere Wohnung ab, in der wir unser gesamtes Hab und Gut zurückließen, und gaben die Schlüssel einem Freund. Zwei kleine Koffer war alles, was wir mitnehmen konnten.

Zu dieser Zeit war Österreich von jeder telefonischen oder telegrafischen Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Österreichische Staatsbürger durften das Land nicht mehr verlassen.

An jenem Tag fuhr der letzte Zug mit ausländischen Touristen aus Wien ab. Dieser Zug war unsere einzige Chance. Wir stiegen ohne eine offizielle Ausreisebewilligung ein. Bald nach der Abfahrt betrat ein Gestapo-Mann unser Abteil, suchte unsere Adresse in einem sehr großen, schweren Buch und strich etwas durch – wahrscheinlich unsere Namen, unsere Adresse. Er warnte uns, dass wir womöglich nie wieder würden zurückkehren können.

Später kamen dann ein paar jugendliche Nazis, die stolz ihre Hakenkreuzschleifen zur Schau stellten. Sie bedrohten uns mit Fäusten und Pistolen und kündigten uns Gefängnis oder Schlimmeres an, falls wir uns weigern sollten, unser Geld, unseren Schmuck und unsere Papiere herzugeben. Meine Mutter hatte lediglich ihren Ehering und die 25 Schilling bei sich, die man als Reisegeld mitnehmen durfte. Obwohl wir beide mit österreichischen Pässen reisten, zeigte meine Mutter auch ihren britischen Reisepass her, der durch ihre Heirat mit einem österreichischen Staatsbürger ungültig geworden war. Das verwirrte die Nazis, die uns belästigten.

Mercedes Echerer: 1936 geboren, wuchs ich mit meiner Schwester Veronika, meinen Brüdern Andrej und Franci auf einem Bauernhof in der Nähe von Klagenfurt in einer slowenischen Großfamilie heran. Neben den Eltern, Großeltern und zwei Tanten lebten im bäuerlichen Haushalt auch sechs oder acht Arbeiter, zu Erntezeiten kamen noch Tagelöhner dazu. Alle diese Erwachsenen haben uns Kinder als vollwertige Menschen behandelt, ließen uns teilhaben am Geschehen, nahmen uns aufs Feld und in die Stallungen mit, beantworteten lächelnd, aber ernsthaft unsere Fragen.

Nie habe ich auch nur ein grobes Wort gehört, niemals eine Ohrfeige auch nur angedroht bekommen. Es gab so spannende Ereignisse wie ein neugeborenes Fohlen oder Kalb, einen Wurf frischer Ferkel, junge Hunde oder Katzen, Lämmer, Küken, Wiesen voller bunter Blumen, einen Bach mit Fischen, Krebsen und Muscheln, einen Wald, wo man Beeren pflücken und Pilze sammeln konnte. Oft kamen Freunde oder Verwandte zu Besuch. Wie aufregend, wenn sie im Empfangszimmer im ersten Stock bei gedeckter Tafel saßen und mit den Großeltern und Eltern Gespräche führten. Da konnte man still in einer Ecke sitzen und so viele Dinge über die Welt außerhalb der unseren erfahren.

TRANSKRIPT

Anlässlich eines solchen Besuches dräute mir erstmals, dass unsere Welt, in der mein Vater und meine Mutter die oberste Autorität darstellten, bedroht war. Der Besuch, ein Familienfreund, hatte eine Landkarte Europas mitgebracht, sie an die Wand gehängt, um meinem Großvater und allen anderen eine Situation zu erklären, in der die Nemci, die Deutschen, furchterregende und bedrohliche Dinge unternahmen, die auch zu uns kommen könnten.

Eines Tages, an einem Donnerstag, kamen sie in Uniformen mit Stiefeln, aufgepflanzten Gewehren, mit Pistolen und militärischen Kappen auf dem Kopf. Sie stürmten ins Haus, brüllten in abgehackten Sätzen unverständliche Dinge – ich verstand ja als Kind gar nicht Deutsch –, und sofort entstand im Haus ein unbeschreibliches Chaos. Meine Tanten weinten. Es weinten auch die Mäde. Alles lief kopflos durcheinander. Die Nemci brüllten dazwischen und mich erfasste totale Panik.

Meine Mutter begann dann mit versteinertem Gesicht, uns vier Kinder anzukleiden. Der jüngste Bruder Franci war zweieinhalb Jahre alt, meine Schwester Veronika sieben, mein Bruder Andrej fünf und ich selbst sechs Jahre alt. Einige Säcke wurden herbeigeholt und etwas Kleidung und Ähnliches hineingeworfen. Dann mussten wir, wie noch eintausend andere Kärntner Sloweninnen und Slowenen auch, Haus und Hof verlassen.

Links und rechts die Nemci, dazwischen wir. So wurden wir abgeführt, mussten durchs Dorf und weiter zu Fuß, etwa 10 Kilometer bis zur Straße. Der rote Autobus, der an der Straße gewartet hatte, brachte uns an einen Ort, an dem viele lang gestreckte niedrige Holzbaracken innerhalb einer Stacheldrahtumzäunung standen. Ja, heute weiß ich, es war das Sammellager in Ebenthal bei Klagenfurt.

Nach drei Tagen wurden wir und all die Menschen, die in diesen mit Stroh ausgestreuten Stallungen hausten, wieder weitergetrieben. Wir erreichten Waggons, in die wir hineingepfercht wurden, die Türen wurden geschlossen – und es herrschte tiefe Finsternis.

Tobias Resch: Nach wenigen Tagen wurde mir mitgeteilt, dass ich in das Jugendschutzlager Moringen geschickt würde. Alle paar Tage rief ein Beamter die Namen der Häftlinge aus, die entweder entlassen oder an unbekannte Destinationen gebracht werden sollten. Schließlich war ich an der Reihe. Mit etwa 16 weiteren Häftlingen wurde ich zum Westbahnhof gebracht. In Handschellen und bewacht von SS-Aufsehern und zwei Hunden wurden wir zu einem Sonderzug mit Abteilen in Telefonzellengröße geführt. Mit vier oder fünf Männern, in einer solchen Zelle, fuhr ich nach Linz, Prag, Asch und schließlich Moringen. In jeder Stadt hielten wir für einige Tage, um entsprechend den Bestimmungsorten der Häftlinge in neue Gruppen umorganisiert zu werden.

Ich kam in Moringen mit vier oder fünf weiteren Häftlingen an. Wir wurden nach unseren Personalien gefragt, einer nach dem anderen, während die anderen Kniebeugen oder Liegestütze machen mussten. Wir bekamen unsere Häftlingskleidung und mussten zum Beobachtungsbereich für Neuankömmlinge marschieren. Mein Block befand sich in einem der Hauptgebäude.

Es gab einen Schlafsaal mit Stockbettkojen. Um 6 Uhr früh sprangen wir auf den Befehl: Alles auf!, aus den Betten, machten die Betten gemäß den spezifischen Instruktionen und wuschen uns bei den Reihen von Wasserhähnen mit kaltem Wasser. Dann marschierten wir auf den Platz hinaus, wo wir gezählt und nach Arbeitseinsatz gruppiert wurden.

In der ersten Woche in Moringen war ich der Arbeit in einer Salzmine zugeteilt. Glücklicherweise verletzte ich mir zu einem Zeitpunkt den Fuß, als eine neue Fabrik

TRANSKRIPT

namens Piller eröffnet wurde, und ich wurde dieser neuen Arbeit zugeteilt. Ich war einer von acht Häftlingen mit einiger Erfahrung in der Metallarbeit, und jedem wurden vier oder fünf Helfer zugewiesen, um, wie das Gerücht umging, riesige Suchscheinwerferanlagen zu bauen. Schließlich arbeiteten wir abwechselnd 12 Stunden am Tag beziehungsweise Nachtschicht.

Nach der Rückkehr in unsere Unterkünfte am Abend versammelten wir uns zum Appell, der darin bestand, die Häftlinge auf Körper- und Kleidungsreinlichkeit zu untersuchen. Diejenigen, die wegen Verstößen aufgerufen wurden, sahen sich verschiedenen Strafen ausgesetzt: Stockhieben, Essensentzug oder hartes Lager.

Strafen wurden von den versammelten Häftlingen beobachtet. Oft führte ein als Experte bekannter Offizier die Stockhiebe aus. Der Gefangene musste die Schläge zählen. Wenn er in seinem Schmerz aufhörte, zu zählen, wurde er so lange weitergeschlagen, bis er seine Zahlen richtig hatte. Danach musste er sich für seine Bestrafung bedanken, indem er sagte: Zehn Schläge mit Dank erhalten.

Als wir mit der 12-Stunden-Schicht begannen, bekamen wir all unsere Mahlzeiten auf einmal. Wir verschlangen gierig die Krautsuppe oder unser Lieblingsgericht Erbsensuppe, die nahrhafter war. Aber dann mussten wir 24 Stunden lang warten, bis wir wieder zu essen bekamen. Wir waren alle unterernährt.

Nachdem wir dann gegen Kriegsende in das etwa 20 Kilometer entfernte Göttingen evakuiert worden waren, nutzte ich die erste Gelegenheit zur Flucht.

Mit einem weiteren Wiener marschierte ich in der Nacht durch die Front, vorbei an amerikanischen Soldaten, die uns nicht aufhielten, als ich erklärte: Wir sind eure Freunde, Häftlinge aus einem Konzentrationslager – aber das ist eine andere Geschichte.

(Es folgt ein Musikstück.)

(Aufgrund einer technischen Störung ist die Tonaufnahme unterbrochen.)
